

Neue Schadensersatzprozesse nach der Pleite von Schneider: „Mit dem Vertuschen muss jetzt Schluss sein“

## Ein Aktionär klagt an

Die Traditionsfirma hat bis zu ihrem Ende Anleger mit Versprechungen angelockt – jetzt müssen Gerichte klären, welche Rolle dabei die LfA Förderbank Bayern spielte

Von Thomas Öchsner

**München** – Burkhart Ceppa hat wirklich alles versucht. Er hat mit dem Bayerischen Finanzminister Kurt Falthäuser gesprochen. Er hat sein Anliegen der Bayerischen Justizministerin Beate Merk und Wirtschaftsstaatssekretär Hans Spitzner vorgetragen. Er verschaffte sich einen Termin im Vorzimmer von Ministerpräsident Edmund Stoiber. Aber überall blitzte Ceppa ab. „Hier ist ein Riesen-Skandal passiert, aber das Schweigekartell der CSU will davon nichts hören“, sagt der Diplom-Kaufmann. Deshalb steht der 39-Jährige jetzt in seinem schwarzen Nadelstreifenanzug vor der grauen Industriehalle mit dem Schriftzug „Schneider“ und lässt sich zum ersten Mal in seinem Leben für einen Artikel in der SZ fotografieren.

Der Name Schneider stand einst für ein ruhmreiches Stück deutscher Industriegeschichte. Das 1889 gegründete Unternehmen bestückte vor allem in den siebziger und achtziger Jahren Hunderttausende deutscher Haushalte mit Musikschranken, Stereoplanen und ersten Computern. Heute ist von Schneider nach der Pleite Anfang 2002 nicht viel übrig geblieben. Die mit Wellblech verkleidete Industriehalle im schwäbischen Türkheim steht leer. Das Werkstor ist zugesperrt. Und der letzte Ableger des Unternehmens, die Schneider Electronics GmbH in Mindelheim, wird zum Ende des Jahres von dem chinesischen Mutterkonzern TTE für immer geschlossen.

### „Die Förderbank hat mit geschönten Meldungen Anleger in die Falle gelockt.“

Martin Runge, Landtags-Abgeordneter

Es geht um die so genannte Schneider-Affäre, in der die landeseigene LfA Förderbank Bayern als Großaktionärin des Unternehmens eine Schlüsselrolle hat – und damit auch die bayerische Staatsregierung mit Otto Wiesheu an der Spitze. Er war als damaliger Wirtschaftsminister Chef des LfA-Verwaltungsrates. Seit Jahren werfen Kleinaktionäre von Schneider der LfA vor, Privat-anleger über den wahren Zustand der Firma getäuscht, eine Pleitefirma künstlich am Leben gehalten und das eigene Risiko durch Aktienverkäufe auf Kosten der privaten Anteilseigner gesenkt zu haben.

Der Landtagsabgeordnete der Grünen, Martin Runge, der in Sachen Schneider allein 22 schriftliche Anfragen gestellt hat, spricht sogar offen von einem „Börsenschwindel“. Doch alle Strafanzeigen, die es bei der Staatsanwaltschaft Augsburg hagelte, und andere juristische Nachspiele brachten bislang nichts.

Burkhart Ceppa will sich damit nicht abfinden. Er hat in Schneider-Aktien viel Geld investiert und dabei fast alles verloren. In dieser Woche hat für ihn seine Münchner Anwältin Nicole Voßen von der Kanzlei Siebeck, Hofmann, Voßen Schadensersatzklage beim Landgericht München I eingereicht. Mehrere andere Anteilseigner haben in diesen Tagen – wegen drohender Verjährung – teilweise Schadensersatzansprüche in Millionenhöhe vor Gericht geltend gemacht.

Schneider war für Ceppa nie irgendein Unternehmen. Als Student jobbte er für einen Speditur und liefert am Hauptsitz der früheren Schneider Rundfunkwerke in Türkheim Wellpappe aus. Später kaufte er seine erste Stereoeanlage im Werksverkauf des Unterhaltungs elektro-



Schneider-Aktionär Burkhart Ceppa mit seiner Anwältin Nicole Voßen vor den Werkstoren des insolventen Elektronikkonzerns in Türkheim: Ihre Klageschrift gegen die LfA Förderbank Bayern hat 282 Seiten. Foto: Stefan Puchner

nikerherstellers. Als Ceppa dann Ende der neunziger Jahre erstmals von der Weltneuheit Laser-Fernsehen hört, ist er sofort interessiert. Schließlich geht es um eine große Vision: Ein für jedermann erschwingliches Lasergerät soll die herkömmlichen Fernseher ersetzen und selbst auf unebenem Untergrund gestochen scharfe Bilder projizieren. Es ist die Zeit des Aktienbooms, in der sich an der Börse mit Visionen glänzende Geschäfte machen lassen, auch wenn sie womöglich nie realistische Marktchancen haben. So beflügelt auch das Wunderding aus Türkheim Analysten und Anleger. Ceppa aber, der bei einem großen Finanzinstitut in München arbeitet, gehört nicht zu den Leuten, die sich blind und wegen eines heißen Tipps Aktien ins Depot legen.

Also studiert er zunächst Geschäftsberichte, liest Ad-hoc-Mitteilungen, besucht eine Hauptversammlung, spricht mehrmals mit dem Vorstandmitglied Ralf Adam, jenem Mann, der als Abteilungsleiter der LfA erst für 800 DM im Monat die Protokolle der Schneider-Aufsichtsratsitzungen schrieb und dann im Sommer 2000 in die Führungsscrew von Schneider aufrückte. Stets hört Ceppa, es gehe aufwärts, das Laser-Fernsehen sei 2004 serienreif. Selbst im Dezember 2001, sechs Wochen vor der Insolvenz, verkündet der Projektleiter des Laser-Fernsehens, Christhard Deter: „Wenn alles weiter so gut läuft, beginnen wir 2004 mit der Produktion.“

So kauft Ceppa seit Mai 2001 immer wieder Schneider-Aktien in kleinen Paketen, selbst noch nach der Insolvenz, in der Hoffnung, die staatseigene LfA werde Schneider nicht untergehen lassen. Bis zum Frühjahr 2002 kommen so 19 150 Anteilsscheine im Wert von genau

63 282,22 Euro zusammen. Inzwischen weiß der Diplom-Kaufmann, dass die Vision vom Laser-Gerät, das das Wohnzimmer zum Kino macht, eine Luftnummer war. Viele frühere Mitarbeiter von Schneider schweigen darüber lieber. Aber Ceppa hat zumindest einen leitenden Schneider-Angestellten, der ihm vor Gericht bestätigen würde, dass das Laser-TV nur als Konzept existierte und die dafür notwendigen Bauteile „noch nicht einmal als Labormuster umgesetzt waren“. Ob ihm das hilft, sein Geld vor Ge-

### „Was gegenüber der LfA dargestellt worden ist, hat schöner geklungen als es war.“

Otto Wiesheu, Ex-Wirtschaftsminister

richt zurückzubekommen, ist ungewiss. Doch Ceppa geht es ohnehin längst nicht mehr allein um die 63 000 Euro. Der Mann hat tausende Stunden seiner Freizeit geopfert, um Belege für seine Klage zu sammeln, weil er Gerechtigkeit will. Manche würden sagen, er sei ein Gerechtigkeitsfanatiker. Aber damit kann er gut leben. Immer wieder erzählt Ceppa, dass er aus einem christlich-konservativen Elternhaus stamme. „Wir sind sonntags brav in die Kirche gegangen und haben nie etwas anderes als die CSU gewählt“, sagt er. Deshalb habe er sich auch lange Zeit nicht vorstellen können, „dass Leute von der höchsten Ebene bewusst falsche Darstellungen über die Fortschritte des Laser-Fernsehens in der Öffentlichkeit verbreiten“.

Im Herbst 2001, als der Diplom-Kaufmann mitbekam, dass kritische Fragen

zum Stand der Laser-Technologie und zur Liquidität plötzlich aus dem Gästebuch der Schneider Technologies AG verschwanden, wurde er zwar erstmals misstrauisch. Aber Ceppa verdrängte dies wieder. Er vertraute lieber Adams Aussagen und glaubte an die Seriosität der landeseigenen Bank.

Das staatliche Institut war 1998 bei dem finanziell angeschlagenen Unternehmen groß eingestiegen. Damals erwarb die Förderbank von der Gründerfamilie Schneider 250 000 Aktien zum symbolischen Preis von einer DM. Damit besaß die Bank gut 40 Prozent des Kapitals und verfügte über die Mehrheit der Stimmen, denn die restlichen Aktien der Schneider-Brüder unterlagen der Stimmrechtsbindung. Nun begann der Aufstieg der Schneider-Aktie: Die Banken verzichteten auf Forderungen. Das Unternehmen gab neue Aktien aus und sammelte bei Anlegern insgesamt 71 Millionen Euro ein. Der Kurs klettert von unter 12 Euro Ende 1998 auf fast 70 Euro im Herbst 2000. Zwischen August 1999 und Juli 2000 baute die LfA jedoch ihre Beteiligung an Schneider auf 18 Prozent ab. „Gleichzeitig hat die Förderbank mit geschönten Meldungen zahlreiche Anleger in die Falle gelockt, wohl wissend um die Schiefelage bei Schneider“, sagt Runge.

Von Seiten der LfA und Wiesheu wurde dies jedoch stets bestritten. Die Förderbank habe sich nicht in die operativen Geschäfte von Schneider eingemischt, heißt es. Im übrigen berufen sich LfA und Staatsregierung auf das Bankgeheimnis. Die Landtags-Grünen wollen nun über eine Verfassungsklage die Staatsregierung zwingen, genaue Auskünfte zu geben. „Verschleiern, vertuschen, täuschen, damit muss jetzt Schluss sein“, meint Run-

ge. Wiesheu selbst sprach dagegen von einer Täuschung der Bank durch das Unternehmen. „Was finanziell gegenüber der LfA dargestellt worden ist, hat etwas schöner geklungen, als es tatsächlich war“, sagte der CSU-Politiker.

Nicole Voßen, Ceppas Anwältin, kann über solche Aussagen nur den Kopf schütteln. Monatlang hat sie sich in den Fall eingearbeitet. Das Ergebnis ist eine extrem umfangreiche Klageschrift von 282 Seiten – plus mehr als 100 Anlagen. Minütös versucht sie darin nachzuweisen, wie die LfA die Geschicke des Unternehmens beeinflusste. Den Schaden ihres Mandats fordert sie deshalb von der Bank und von Adam zurück.

In der Klageschrift finden sich über die Rolle der landeseigenen Förderbank viele Einzelheiten: Im Aufsichtsrat von Schneider saß der damalige LfA-Vorstand Franz Josef Schwarzmann. Die LfA soll dem früheren Vorstandschef Benedikt Niemeyer den Eintritt bei Schneider mit 99 999 Aktienoptionen aus dem eigenen Bestand versüßt haben – ein ziemlich ungewöhnliches Verfahren, normalerweise gewährt solche Zusatzvergütungen das Unternehmen und nicht der Großaktionär. Niemeyer hat nach eigenen Angaben „engen Kontakt“ zur LfA gehabt „und diese ständig informiert“. So steht es in einem Sondergutachten einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, das der Insolvenzverwalter Michael Jafé in Auftrag gab. Und weiter heißt es darin: Das Tagesgeschäft zwischen Schneider und der LfA sei über den Mitarbeiter G. L. abgewickelt worden. Diesen LfA-Mann fragten Adam und der Schneider-Vorstand Hans Szymanski im November 2001 auch per Telefon, ob sie Bestellungen gegenüber Lieferanten stoppen sollten. Denn womöglich ließen sich Verpflichtungen daraus nicht erfüllen. L. riet davon jedoch dringend ab und warnte ausdrücklich davor, dieses Thema gegenüber der Poolführerin der Gläubigerbanken „auch nur zu erwähnen“. Auch diese Telefonnotiz dürfte bei dem Prozess zur Sprache kommen. Voßen ist sich sicher, dass eine solche Absprache „kein Einzelfall war“.

Strafrechtlich sind die Ungereimtheiten in der Schneider-Affäre jedoch bislang folgenlos geblieben. Weder Kapitalanlagebetrug, Untreue oder Insidergeschäfte konnte die Augsburger Staatsanwaltschaft entdecken. Auch der Generalstaatsanwalt in München hat kürzlich eine Beschwerde eines Aktionärs, in der den Augsburger lückenhafte Ermittlungen vorgeworfen wurde, abgelehnt.

Der Grünen-Abgeordnete Runge lässt jedoch nicht locker. In seiner letzten schriftlichen Anfrage will er von der Staatsregierung unter anderem wissen, warum die Staatsanwaltschaft nie die Gebrüder Schneider als Zeugen befragte. Diese hatten wiederholt von „Bilanzfälschung“ in zweistelliger Millionenhöhe gesprochen. Auch würde Runge gern erfahren, ob das Bayerische Justizministerium oder der Generalstaatsanwalt auf die Ermittler eingewirkt haben.

Vom Augsburger Behördenleiter Reinhard Nemetz gibt es dazu eine klare, lapidare Antwort: „Nein“. Im übrigen seien weitere Vernehmungen nicht notwendig gewesen, da sich ein Anfangsverdacht bei den Ermittlungen nicht bestätigt habe. Für den Oberstaatsanwalt ist der Fall damit abgeschlossen. Für den Aktionär Ceppa geht er mit seinem Prozess erst richtig los. „Ich bin ein überzeugter Demokrat“, sagt er, „und hoffe darauf, dass vor Gericht die Sache aufgeklärt wird.“ Sein Kreuz wird Ceppa bei der CSU vorerst nicht mehr machen.

## Wirtschaftsbuch

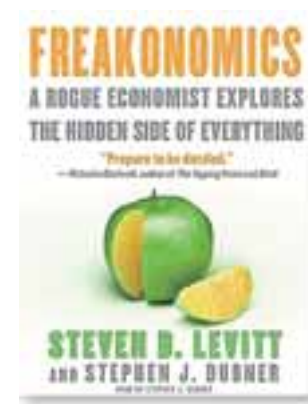
### Gefahr am Swimmingpool

**Was** haben Schullehrer und Sumo-Ringer gemeinsam? Warum leben Drogendealer noch immer bei ihren Müttern? Was ist gefährlicher: Ein Swimmingpool oder eine Pistole? Fragen, die für ein Ökonomiebuch ungewohnt klingen, gilt doch die Ökonomie als eher trockene Wissenschaft. Dass dies nicht so sein muss, beweisen Steven Levitt, Professor in Chicago, und Stephen Dubner, Journalist bei der *New York Times*.

Von Beginn des Buches an ist klar: Die Autoren erzählen Ökonomie etwas anders. Levitt und Dubner zeigen, dass alles, was unsere Gesellschaft betrifft, ökonomisch gesehen die Frage nach dem richtigen Anreizmechanismus ist. Das ist nicht neu, wohl aber die im Buch verwendete Darstellung. So wahllos die oben gestellten Fragen scheinen, sie haben einen gemeinsamen Nenner: Alle Menschen handeln danach, wie sie was am besten bekommen. Die Beispiele, die die Autoren heranziehen, sind einfach und beziehen sich auf konkrete Fälle.

Levitt und Dubner sind fleißige Sammler von Daten und Zahlen. Dabei muss man nur den selbst gefälschten Statistiken glauben. Die Autoren gehen alltäglichen Fragen nach wie: Warum leben Drogendealer überwiegend zu Hause? Die Antwort, die die Autoren mit Hilfe einer Studie in Chicago geben, ist simpel. Im Durchschnitt verdient ein „kleiner“ Crack-Dealer 3,30 Dollar pro Stunde. Nicht genug, um sich eine eigene Wohnung zu nehmen. Auf die Frage, was perfekte Eltern ausmacht, bieten Levitt und Dubner die einfache Antwort, dass die Erziehungsmethode eigentlich egal ist, wenn es um das Wohl der Kinder geht. In diesem Zusammenhang stellen die Autoren die Frage, ob ein Swimmingpool oder eine Waffe für Kinder gefährlicher ist. Antwort, ermittelt mit Hilfe von Statistiken und ökonomischer Methodik: Der Pool ist gefährlicher.

Was das alles mit Ökonomie zu tun hat? Die Autoren zeigen, dass sich Fragen aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen dank ökonomischer Methoden erklären lassen. Es geht darum, die entsprechenden Daten zu sammeln, um sie zum Beispiel mit Hilfe einfacher Regressionen zu analysieren. Die Autoren überfordern den Leser nicht mit der angewandten Methodik. Sie erklären aber, wie sie vorgegangen sind. Wie sehr

Steven D. Levitt und Stephen J. Dubner: *Freakonomics. A Rogue Economist Explores the Hidden Side of Everything*, Verlag Harper Collins, New York 2005, 241 Seiten, 23,90 Dollar.

Levitt und Dubner diese Vorgehensweise schätzen, machen sie deutlich mit den Worten: „It should be said that regression analysis is more art than science“ (es sollte erwähnt werden, dass die Regressionsanalyse mehr eine Kunst als eine Wissenschaft ist, Seite 163).

Eine zentrale Frage scheint die beiden Autoren aber besonders zu beschäftigen: „Who cheats?“ (wer betrügt?). Die Antwort: „Well just about anyone, if the stakes are right“ (eigentlich jeder, solange der Einsatz stimmt, Seite 24). Fast alle im Buch verwendeten Beispiele steuern auf diese Frage hin. Und hier sind die Autoren wieder bei der Frage des „Anreizsystems“. Die Autoren zitieren sogar „Platos Republik“, um zu verdeutlichen, dass niemand der Versuchung widersteht, Unrecht zu tun, wenn er weiß, dass er dafür nicht bestraft wird. Das analysierte Datenmaterial zeigt für die USA von heute, dass Schullehrer ebenso betrügen wie Sumo-Ringer – das ist die gesuchte Gemeinsamkeit!

Aber vielleicht gilt auch hier: Nimm eine Statistik, erkläre die entsprechende Korrelation mit einfacher Logik, und schon ist das Ergebnis da. Die Beispiele des Buches sind meist amerikaspesifisch. Aber sie dienen ja nur dazu, Allerweltsprobleme einfach zu erklären – was den Autoren ohne Mühe gelingt. Die Lektüre des Buches „Freakonomics“ ist nicht nur amüsant. Die Autoren verstehen es, Ökonomie anschaulich zu vermitteln. Wer zu Weihnachten nicht den richtigen Lesetext bekommen hat, kann dies nun nachholen. *Indira Gurba: xani*

### Zum Thema

**Zum Verständnis der Methodik**  
Peter Hackl: Einführung in die Ökonometrie. Verlag Pearson Studium, München 2004, 445 Seiten, 44,95 Euro. Die Verwendung ökonomischer Methoden in der Volkswirtschaft macht eine Beschäftigung mit diesen unumgänglich. Ein Buch für Einsteiger.

**Ökonomische Theorien leicht erklärt**  
Paul Strathern: *Schumpeters Reithosen*. Campus Verlag, Frankfurt, New York 2003, 331 Seiten, 24,90 Euro. Paul Strathern erklärt ökonomische Fragen, indem er das Leben verschiedener Ökonomen beleuchtet und deren Theorien leicht erklärt. Amüsant geschrieben.

## Wunderkerzen „Made in Germany“

In Deutschland stellen nur noch zwei Betriebe Feuerwerkskörper her – den Unternehmen machen vor allem sinkende Preise und die Konkurrenz aus China zu schaffen

Von Björn Finke

**Eitorf** – Ein kurzes Zischen, dann faucht die Batterie los. Eine Flamme schießt hervor, in rasendem Stakkato feuert der Zylinder kleine Kugeln in den milchiggrauen Himmel von Eitorf, einer Kleinstadt bei Bonn. Sekunden später explodieren die Geschosse in einem Regen aus roten, grünen und weißen Sternen, der letzte Knall hallt als dumpfes Echo noch lange nach. Am Boden steht Ralph Herzog in einer Wolke aus Rauch und schüttelt den Kopf. „Die Feuerwerksbatterie hat überzündet, die ersten drei Schüsse kamen zu schnell hintereinander“, sagt er im schönsten rheinischen Singsang und notiert das Ergebnis auf einem Testbogen.

Für den Schnäuzerträger ist die Knallerlei kein Hobby, sondern Broterwerb; Herzog arbeitet in der Qualitätssicherung von Weco Pyrotechnische Fabrik, einer der letzten beiden Firmen, die noch in Deutschland Feuerwerkskörper für den Massenmarkt herstellen und der Konkurrenz aus China trotzen. Die Prüfer lassen es am Hauptsitz Tag für Tag richtig krachen – in Eitorf ist das ganze Jahr über Silvester. Das Abbrennen sei aber nicht zur Pflichtübung, es mache schon auch Spaß, „zumindest wenn das Wetter stimmt“, murmelt Herzog missmutig. Heute ist kein guter Tag für Raketentester, die Dezemberkälte hat sich mit Nebel verbündet, feuchte Luft kriecht in Kragen und Hosensäume. „Usselig“ nennen Rheinländer eine solche als Wetter getarnte Zumutung.

Markus Schwarzer hofft, dass der heutige Silvester-Samstag nicht usselig wird. „Bei Regen kaufen die Leute weniger Feuerwerk“, sagt der Chef der Marketingabteilung von Weco. Mehr Angst hat die Pyrotechnik-Branche nur vor Katastrophen. „Noch ein Tsunami wäre das

Schlimmste überhaupt gewesen“, stöhnt der 34-jährige Marketingmann, der mit randloser Brille, dunkelblauem Pullover und rasierten Haaren genauso aussieht, wie Werbeleute eben oft aussehen. Der Aufruf des damaligen Kanzlers Gerhard Schröder, das Geld für Kracher lieber an Flutopfer zu spenden, hat den Silvesterumsatz der Unternehmen um zehn Prozent einbrechen lassen, schätzt der Verband der pyrotechnischen Industrie. Bei Weco stauten sich im neuen Jahr Laster, die liegen geliebene Raketen von Discountern zurückbrachten.

„Der Appell der Politiker war einseitig“, klagt Schwarzer. „Niemand hat gefordert, dass die Leute auf ein Glas Sekt verzichten.“ Dabei ist die Branche mit ihren 2000 Beschäftigten viel stärker vom Silvestergeschäft abhängig als Sektkeleer. In den letzten drei Werktagen des Jahres, in denen Läden Feuerwerk der Klasse II, also Raketen und große Böller, anbieten dürfen, erzielen die Firmen über 80 Prozent ihres Umsatzes – 2004 enttäuschende 87 von 108 Millionen Euro. 2005 rechnen die Pyrotechniker wieder mit 100 Millionen Euro Erlösen zu Silvester. Die Verkäufe schwanken seit langem um diesen Wert. Ausnahmen waren die Jahrtausendwende und das katastrophale Tsunami-Jahr.

### Fabrikdächer aus Pappe

„Der Umsatz bleibt gleich, doch die Menge wächst“, sagt Marketingmann Schwarzer. Mehr Geknalle für das gleiche Geld – schön für die Kunden, schlecht für die Industrie. Ursache ist der Siegeszug von Discountern wie Aldi und Lidl, der vor Feuerwerk nicht halt gemacht hat. Inzwischen bringen Hersteller wie Weco die meisten Waren nicht in Spielwarengeschäften an den Mann, sondern über die mächtigen Handelsketten.

Und deren Einkäufer sind bekannt für ihre knallharten Preisverhandlungen.

Außerdem müssen die Produzenten mit Billigbietern aus China, dem Mutterland des Feuerwerks, konkurrieren. Laut Statistischem Bundesamt hat Deutschland 2004 Raketen und Knaller im Wert von 59 Millionen Euro aus dem riesenreich eingeführt – Chinas Kracher decken mehr als die Hälfte des hiesigen Marktes ab. Auch bei Weco übersteigt die Zahl der Artikel, die über eine Hongkonger Tochter importiert werden, den Ausstoß der deutschen Fabriken. Hierzu-

lande fertigt die Firma in drei Werken Raketen, Tischfeuerwerk, verschiedene Knaller, Vulkane und Wunderkerzen.

In Deutschland produziert neben den Eitorfern nur noch das Unternehmen Nico aus Trittau bei Hamburg Feuerwerkskörper für Silvester, die übrigen zwei großen Anbieter, FKW Keller in Bochum und Comet aus Bremerhaven, sind reine Importeure. Weco beherrscht als Nummer eins die Hälfte des Marktes; gut 80 Prozent der in Deutschland hergestellten Raketen und Böller stammen aus dem Betrieb. Inklusive der Bereiche, die keine



Ein Pyrotechniker von Weco bereitet ein Feuerwerk für einen internationalen Wettbewerb vor. Das Unternehmen produziert in Deutschland in drei Werken Raketen, Knaller, Vulkane und Wunderkerzen. Bei voller Auslastung der Fertigungsanlagen sind die Kosten so niedrig, dass Weco mit der Konkurrenz aus China mithalten kann. Foto: ddp